

„Yoga hat mein Hirn für die Uni konditioniert“

Der Doktorand Nils Jacob Liersch erzählt, wie sein Forschungsthema die Indologie retten könnte.

Herr Liersch, Sie promovieren seit einem Jahr zu dem Thema „Das Tattvabinduyoga von Rāmacandra“ an der Uni Marburg. Wenn man danach bei Google sucht, taucht nur ein Ergebnis auf.

Das Tattvabinduyoga ist ein südindischer Yogatext, der vermutlich im 17. Jahrhundert verfasst wurde, aber kaum erforscht ist. Er ist besonders interessant, weil er auf einmal 15 verschiedene Yoga-Arten aufzählt. In früheren Schriften sind es meistens vier Yogas. Es geht aber nicht nur um die einzelnen Yogas, sondern auch um die yogische Physiologie. Die Gelehrten damals haben sich vorgestellt, dass die Elemente des externen Universums – Sonne, Mond und Erde – auch im eigenen Körper existieren. Aus diesem Gedanken sind viele interessante Yoga-Praktiken entstanden.

Und Sie sorgen mit Ihrer Doktorarbeit nun dafür, dass interessierte Yoga-Fans in Zukunft auch bei Google etwas dazu finden?

Meine Aufgabe ist es erst mal, alle Handschriften von dem Text zu sammeln und miteinander zu vergleichen, Wort für Wort, Buchstabe für Buchstabe. So versuchen wir herauszufinden, welcher Text der ursprüngliche von Rāmacandra gewesen ist. Das ist ziemlich schwierig: Wenn die Leute stundenlang eine Schrift abschrieben, haben sich jedes Mal zahlreiche Fehler

eingeschlichen. Vom Tattvabinduyoga gibt es noch zwanzig Handschriften, die in den verschiedensten Ecken von Indien lagern. In drei Jahren soll eine kritische Edition mit annotierter Übersetzung veröffentlicht werden, auch digital.

So wie der Lotussitz, bei dem man die Füße kreuzt und auf den Oberschenkeln ablegt?

Genau. In einem Lotus ist die Wirbelsäule automatisch gerade. Das heißt: Egal in welchen Zustand man gerät, man kann nicht umfallen. So kann man sich der primären Aufgabe der Yoga-Praxis widmen: den Atem zu beherrschen und sich zu konzentrieren, um immer tiefere meditative Zustände zu erreichen, die in einer mystischen Erfahrung münden sollen. Im Mittelalter glaubten die Yogis sogar daran, durch eine bestimmte Art des Atmens und des Muskeln-Anspannens die Unsterblichkeit erreichen zu können.

Die deutsche Indologie hat eigentlich einen sehr guten Ruf. Nur ist sie in den vergangenen Jahrzehnten immer mehr in Vergessenheit geraten.

Ich glaube, dass der Yoga-Boom eine große Hilfe für die Indologie ist. Die Studierendenzahlen sind in den letzten Jahrzehnten deutlich zurückgegangen, und einige indologische Institute haben geschlossen. Inzwischen entsteht aber sogar ein neuer akademischer Zweig, es werden überall auf der Welt Studiengänge gegründet: in London, Kalifornien, Italien, Japan. Die Hamburger Uni baut gerade ein Zentrum für Yoga-Studien auf.

Gibt es Dinge, über die Sie als Wissenschaftler stolpern, wenn Sie sich den Erfolg von Yoga anschauen?

Manchmal stört sich mein indologisches Feingefühl an kleinen Sachen. Generell macht der Yoga aber gerade genau das, was er schon immer getan hat: sich weiterentwickeln. Viele Schätze aus der Vergangenheit werden ausgegraben, zum Beispiel bei unserem Projekt. Gleichzeitig entstehen Dinge, die es so nie gegeben hat: Zehntausende Leute vor dem Times Square im herabschauenden Hund – eine Haltung, die wahrscheinlich keine 150 Jahre alt ist. Dass man Yoga in großen Gruppen praktiziert, ist eigentlich entgegengesetzt zu dem, was in den alten Schriften gelehrt wurde: Man lebt mit einem Guru und zieht sich dann zurück, entsagt der Welt, um die wahre Natur des Seins zu erfahren.

Können Sie diese Lehren über mystische Erfahrungen nachfühlen?

Ja, das finde ich besonders faszinierend. Ich habe das Gefühl, dass ich auch in meiner akademischen Arbeit etwas Neues für mich persönlich entdecken könnte.

Auch wenn man sehr motiviert ist, kann eine Doktorarbeit anstrengend sein. Was haben Sie vom Yoga für den Uni-Alltag gelernt?

Dass man nur durch regelmäßige und beharrliche Praxis die gewünschten Ziele erreichen wird. Diese Disziplin, die ich beim Yoga seit Jahren aufbringe, hat mein Hirn konditioniert: Ich kann mich kontinuierlich mit einer Sache auseinandersetzen, und das ist genau das, was ich für die Doktorarbeit brauche.

Gibt es große Unterschiede zwischen der Art, wie die Yogis vor 600 Jahren praktiziert haben und wie wir Yoga machen?

Das Gespräch führte Sarah Obertreis.



Hervorragende Fähigkeiten im Selbstmanagement: Eine Studentin bei der Absolventenfeier der Universität Bonn

Foto photothek



Nils Jacob Liersch

Foto privat

eingeschlichen. Vom Tattvabinduyoga gibt es noch zwanzig Handschriften, die in den verschiedensten Ecken von Indien lagern. In drei Jahren soll eine kritische Edition mit annotierter Übersetzung veröffentlicht werden, auch digital.

Sie arbeiten gleichzeitig noch in einem Projekt mit, das sich der Hathapradīpikā widmet. Hier sieht es ganz anders aus: Die Hathapradīpikā hat sogar einen Wikipedia-Eintrag.

Die Hathapradīpikā ist ein Konglomerat aus allem, was vorher an Yoga-Texten da war. Auch deswegen sollten Yoga-Übende sie kennen. Zumindest wenn man sich für die Philosophie und die Hintergründe interessiert. Als sie Mitte des 15. Jahrhunderts veröffentlicht wurde, wurde Yoga in Indien Mainstream: Nicht mehr nur Wanderasketen praktizierten Yoga, sondern Angehörige aller gesellschaftlichen Schichten und Religionen – Haushälter, Hindus, Buddhisten, sogar Muslime.

Gibt es große Unterschiede zwischen der Art, wie die Yogis vor 600 Jahren praktiziert haben und wie wir Yoga machen?

Das Gespräch führte Sarah Obertreis.

Wenig Platz für Bildung

In Sierra Leone studiert nur ein Prozent aller Frauen. Wie zwei von ihnen es trotzdem an die Uni geschafft haben. Von Pauline Stahl

Als Mariama Precious Gallant zehn Jahre alt war, starb ihr Vater, ein Jahr später ihre Mutter. Damit sie weiterhin zur Schule gehen konnte, nahm sie jeden Job an, den sie kriegen konnte. „Frittierte Hühnchen, frittierte Hühnchen.“ Für einen Hungerlohn lief Gallant durch die Straßen von Bo, die drittgrößte Stadt in Sierra Leone, und bot Essen an. Dann verkaufte sie Seifen, auch mit selbst gemachten Schuhen versuchte sie Geld zu verdienen. „Es gibt Frauen da draußen, die machen genau dasselbe und noch viel mehr, nur um zu überleben“, sagt Gallant. „Du wachst jeden Morgen auf und denkst darüber nach, was du essen und anziehen kannst.“ Die meisten von Gallants Freundinnen haben die Schule abgebrochen.

Sierra Leone in Westafrika ist eines der ärmsten Länder der Welt. Auf dem Index für menschliche Entwicklung rangiert Sierra Leone auf Platz 182 von 189. Nicht mal die Hälfte der über 15-Jährigen können lesen und schreiben. Das ist

eine der niedrigsten Alphabetisierungsraten weltweit. Nur ein Prozent der Frauen im Land haben Zugang zu einer Ausbildung oder Universität. Die restlichen 99 Prozent heiraten meist früh, oft sind sie noch Mädchen, und bekommen jung Kinder – auch als eine Art Familienabsicherung. Politische Konflikte verhindern eine langfristige Entwicklung. Auch die Ebola-Epidemie in den Jahren 2014 bis 2016 ist eine Folge der instabilen Verhältnisse gewesen. Sie brachte viele Waisenkinder hervor, die kaum eine Chance auf Bildung haben.

Gallant gehört zu den Ausnahmen. Ihr Pastor hat ihr ein Stipendium verschafft, mit dem sie trotz allem die Schule abschließen konnte. Jetzt studiert sie Massenkommunikation in Freetown, der Hauptstadt von Sierra Leone. Ohne Nebenjob ging es trotzdem nicht. „Die meisten Menschen hier sind arm, und es gibt kaum finanzielle Möglichkeiten, uns durch die Schulzeit zu bringen“, sagt die 20-Jährige. Da in den oft großen Familien

nicht alle Kinder finanziert werden können, haben die männlichen Nachkommen Vorrang. Die einzige Möglichkeit, trotzdem eine Schule zu besuchen, ist, selbst Geld zu verdienen. Gleichzeitig ist es für Frauen besonders schwierig, einen Job zu finden. „Viele Chefs fragen, ob du mit ihnen schläfst, bevor sie dich einstellen“, sagt Gallant. „In Sierra Leone eine Frau zu sein ist wirklich hart.“ Zu den finanziellen Hürden kommt die weit verbreitete Einstellung, dass nur Männer Zugang zu Bildung haben sollten, während die Frauen sich um den Haushalt und die Kinder kümmern. Zwar steht die Gleichberechtigung der Geschlechter in der Verfassung, aber sie deckt sich nicht mit der Realität in den Dörfern.

Gallant ist eine von sechs Frauen unter 20 Männern in ihrem Studiengang. In anderen Fächern sieht es ähnlich aus. Adam Goguen lehrt seit 2011 Jura in Sierra Leone. Zurzeit arbeitet er an einem neuen IT-Studiengang für das Canadian College of Modern Technolo-

gy, wo auch Gallant studiert. Obwohl sich das Geschlechterverhältnis in den meisten Einrichtungen langsam angleiche, seien vor allem die Wissenschaftsbereiche noch immer eindeutig männlich geprägt, erklärt er. „Frauen hier kommen nicht aus Zufall an die Universität“, sagt Goguen. „Jede Einzelne steht für eine Reihe von zielgerichteten Entscheidungen und Kämpfen, um hierherzugelangen.“ Der Amerikaner weiß, dass sich vor allem in ländlichen Gebieten traditionelle Ansichten mit finanziellen Hürden paaren und dazu führen, dass meist nur Jungs die Möglichkeit bekommen, eine Schule zu besuchen, und Mädchen stattdessen Kinder bekommen.

Dass sie ein „Opfer von Teenagerschwangerschaft und früher Heirat“ geworden wäre, hätte sie die Schule nicht abschließen können, denkt auch Adamsy Turay. Ihr Vater starb, als sie zwölf Jahre alt war. Ihre Mutter verkaufte Kohle, um sie und ihre acht Geschwister zu ernähren. Für Bildung war da nicht viel Platz. Turay ging zur

Schule, aber weiter als bis zum Abschluss dachte sie nicht. „Aus den ländlichen Gebieten Sierra Leones zu stammen reduziert meine Chancen, eine gebildete Frau zu werden“, sagt sie.

Dass Turay trotzdem weitermachte, lag daran, dass ihre Schule, betrieben von der Organisation EducAid, ihr Potential erkannte und sie an die Partnerorganisation L'appel empfahl. 2016 hatte L'appel das Förderprogramm „Women Empowerment“ gestartet, mit dem Bachelor- und Masterstudentinnen unterstützt werden. Turay war eine der ersten Frauen, die an dem Programm teilnahmen. Bis heute wurden zehn Stipendiatinnen aufgenommen.

„Wir können nur einen Bruchteil der Frauen fördern, die es verdient und nötig hätten“, sagt Katharina Altmann, die in Witten Medizin studiert und bei L'appel arbeitet. Ein Studium in Sierra Leone kostet 1000 Euro jährlich, und wer sich für die Förderung bereit erklärt, verpflichtet sich für das gesamte Studium. So will L'appel sicherstellen,

„Man muss für sein Thema brennen“

Eine Promotion ist wie ein Marathon: Manch einer überschätzt sich, manch eine traut sich nicht.

Von Birgitta vom Lehn

mehr als nichtpromovierte Uni-Absolventen. Das liegt auch daran, dass die Promovierten in den zehn Jahren nach Abgabe doppelt so häufig in eine Führungsposition aufsteigen. All diese Daten findet man im Bundesbericht „Wissenschaftlicher Nachwuchs 2021“ (BuWiN 2021), der alle vier Jahre erscheint.

Personalchef Hübbe hat trotzdem das Gefühl, dass die Zahl der promovierten Bewerber sinkt. Das entspräche auch dem allgemeinen Trend, denn entgegen der vielfach behaupteten Titel-Inflation geht der Anteil der Promovierenden unter den Hochschulabsolventen seit einigen Jahren zurück: In den letzten dreißig Jahren ist er von fast zehn auf 5,5 Prozent gesunken. Zwar hat sich die Anzahl der Promotionen absolut betrachtet von 12 963 im Jahr 1982 auf 28 690 im Jahr 2019 mehr als verdoppelt. Zugleich vervierfachte sich in dem Zeitraum aber auch die Zahl der Hochschulabsolventen: von 131 126 auf 512 285. Lediglich 1,1 Prozent der Deutschen im Alter zwischen 25 und 64 Jahren sind laut dem BuWiN 2021 promoviert. Im internationalen

Ranking der OECD-Länder nimmt Deutschland damit einen durchschnittlichen neunten Platz ein. In der Schweiz sind 2,5 Prozent der Bevölkerung promoviert, in Slowenien sogar 4,5 Prozent.

Dabei fallen Ragnild Struss von der Personalentwicklungsagentur Struss & Claussen gleich ein halbes Dutzend positive Eigenschaften ein, die ein Bewerber oder eine Bewerberin mit einer Promotion unter Beweis stellt: „hervorragende Fähigkeiten im Bereich des disziplinierten Arbeitens und des Selbstmanagements“ zum Beispiel. „Außerdem hat man Durchhaltevermögen bewiesen und gelernt, monate- oder zum Teil jahrelang ohne äußere Quellen der Anerkennung zu arbeiten“, sagt Struss. Selbst Konflikte mit Doktorvater oder Doktormutter brächten einen in der Regel weiter. So lerne man nämlich schon ganz früh „die zielorientierte und bedarfsgerechte Kommunikation mit Vorgesetzten“.

Struss meint, in Humanmedizin, Chemie und Physik gehöre die Doktorarbeit „fast schon zum guten Ton“. Aber auch in anderen Bereichen wie Jura, Politik oder

Marketing findet die Personalentwicklerin es durchaus sinnvoll, zu promovieren. Nur bei den Geisteswissenschaftlern ist sie etwas vorsichtiger: Wenn ein Bewerber oder eine Bewerberin in einem für die Arbeit nicht relevanten „Orchideenfach“ promoviert hat und deswegen keine Zeit hatte, Berufserfahrung zu sammeln, komme das oft nicht so gut an.

Professor Ladenthin ist aus anderen Gründen skeptisch. Er nennt drei problematische Gruppen unter den angehenden Promovierenden: zum einen „jene, die sich selbst überschätzt“. Die zweite Gruppe ist die, die schon Personalchef Hübbe angesprochen hat. Diese Promovierenden ließen „durchblicken, dass ihnen das Thema gleichgültig und sie nur oder vorrangig am Titel interessiert“ seien. Die zweite Gruppe sei „nicht einmal inkompetent, aber sie brennt nicht für das Thema“. Sie möchte „mit möglichst wenig Aufwand und oft, ohne an der Note interessiert zu sein, promoviert werden“. Die dritte Gruppe bewerbe sich meist gar nicht erst: Es ist die der „Vorsichtigen, Behutsamen, Selbstkritischen“. Zu ihr gehörten oft hervorragend qualifizierte Frauen, sagt der Professor. Dies bestätigt der BuWiN-Bericht 2021: „Die Wahrscheinlichkeit, eine Promotion zu beginnen, ist bei Frauen geringer als bei Männern und bei Personen mit Kindern geringer als bei Kinderlosen“, heißt es dort. Ladenthin sagt, Frauen müssten stärker zur Promotion ermutigt werden. Allerdings hat er auch gemerkt, dass es mit Ermutigungen allein nicht getan sei. „Man kann 20 Jahre Elternzeit nicht in drei Jahren Promotionszeit kompensieren.“

Und eine gesunde Skepsis und eine Portion Respekt vor der Doktorarbeit bleiben eine gute Idee. So leicht, wie sich das viele vorstellen, sind wissenschaftliches Arbeiten hier, Familie und Alltag dort nämlich nicht zu vereinbaren. Professor Ladenthin fällt am Ende noch eine weitere Hürde ein: „Man wird durch das Thema schnell einsam – weil es die anderen nicht interessiert, worüber man nachdenkt, oder weil sie es schlicht nicht verstehen, besonders in den Naturwissenschaften.“



Mariama Precious Gallant

Foto privat